

# Der Pater der Indianer: Bartholomé de Las Casas

Von Guy Bedouelle OP

»Pater Bartholomé, hab Dank für diesen Beistand  
In den finsternen Stunden der Nacht ...  
An den Grenzen des Todeskampfes,  
Begründest Du Hoffnung ...«

Durch die Jahrhunderte hindurch, unbeeindruckt vom Unterschied der Weltanschauungen, hat der chilenische Dichter Pablo Neruda dem leidenschaftlichen Dominikaner Bartholomé de Las Casas seine Ehre erwiesen, dessen Stimme sich im 16. Jahrhundert gegen den Völkermord an den südamerikanischen Indianern erhob, gegen die Ausplünderungen der ersten Kolonialisierung.

## *Geschichte einer Bekehrung*

Der erste Lebensabschnitt Las Casas' deutet noch nicht auf seine spätere Berufung hin. Geboren 1484, stammt er aus einer Familie, die von Abenteuerlust und Erfolgsstreben geprägt ist; sein Vater und seine Onkel schiffen sich mit Christoph Columbus auf dessen zweiter Reise ein, die zu der endgültigen Kolonisierung von *Hispaniola* führt, jener Insel, die sich heute Haiti und die Dominikanische Republik teilen. Er selbst wagt die große Reise, und als er im Jahre 1512 der erste Priester ist, der in der Neuen Welt seine Weihe empfängt, bleibt er nicht weniger als die anderen blind gegenüber der Verwüstung, die mit der skrupellosen Kolonisierung einhergeht.

Trotz der Vorbehalte, die gegen die zeitgenössischen Auskünfte angebracht sind, muß es doch eine gewisse Berechtigung haben, wenn man damals schätzte, daß die eingeborene Bevölkerung von *Hispaniola* sich auf über eine Million Menschen zum Zeitpunkt der spanischen Entdeckung belief. Knapp 15 000 blieben davon 1519 übrig. Bis auf wenige Ausnahmen gab es keine Massaker; man verlangte einfach eine Arbeit, die über die Kräfte einer Bevölkerung ging, die an starker Unterernährung litt. Die Mine – denn das letzte Ziel der Spanier blieb die Entdeckung und der Abbau von Edelmetallen – raffte jene hin, die man fälschlicherweise als »Indianer« bezeichnet hatte.

In Cuba, wo Bartholomé de Las Casas sich niederläßt, steht er in seinem Ruf als *Encomendero* den anderen Siedlern in nichts nach; zwar ist er Priester, aber das hindert ihn nicht im geringsten, sich den weltlichen Gütern zu verschreiben und alles daran zu setzen, ihren Besitz zu sichern. Er fragt nicht nach der Rechtmäßigkeit des Systems, denkt nicht nach über seine tiefe Unge-

rechtigkeit, über die Verkenning der Absichten und Erklärungen von Päpsten und spanischer Krone, die ja *zunächst* einmal die Evangelisation der neuen Welt vorantreiben wollten.

Eines Sonntags Ende 1511 jedoch »erhob sich eine Stimme in der Wüste«, die des Dominikaners Antonio de Montesinos, der ohne Umschweife rücksichtslos anprangert: »Ihr seid im Stande der Totsünde, und ihr werdet sterben daran durch eure Grausamkeit an einem unschuldigen Volke.« Ein Skandal. Die Siedler, im selbstgerechten Glauben, gute Christen zu sein, werden vom Sakrament der Buße ausgeschlossen, weil sie sich weigern, ihren Sklaven die Freiheit zu schenken. So erlebt es eines Tages auch Las Casas. Der Vorfall gibt ihm zu denken; wenig später widerfährt ihm in der Vision blutiger Unruhen seine »erste« Bekehrung. Mit einem Mal durchschaut Las Casas die Ungechtigkeit einer Ordnung, deren Nutznießer er ist. Der *Encomendero* Las Casas entläßt 1514 – nicht ohne befremdendes Erstaunen seiner Freunde – seine Indianer, die als Sklaven in seinen Minen arbeiteten, und kehrt mit Antonio de Montesinos nach Spanien zurück.

Von nun an wird Las Casas sein Leben in den Dienst der Indianer stellen und für sie eintreten. Er wird für ihre Sache kämpfen, er wird die spanische Regierung zur Raison rufen, er wird auch – in gewisser Hinsicht – Erfolg haben. 1515 verleiht ihm der Cardinal von Spanien, Herrscher über das Reich Kastilien, den offiziellen Titel »Protector der Indianer«. Aber Madrid ist von der Neuen Welt so weit entfernt: 6 000 Kilometer. Eine Hin- und Rückreise dauert, bedingt durch das langsame Vorankommen der Schiffskonvois, mitunter bis zu fünfzehn Monate. Die Anordnungen der spanischen Zentralverwaltung können tote Buchstaben bleiben, solange ihre Durchsetzung in eigensüchtigen Händen liegt. Und Las Casas selbst begeht in seinem Eifer Fehler, die er bitter bereuen wird. Gerade dies aber macht ihn so menschlich, so verwundbar, auch gegenüber seinen Klägern, den zeitgenössischen wie auch den heutigen.

Seinen ersten Fehlschlag erleidet er mit einem »Reservat« im Geiste der Evangelisation, das er in Cumana, im Nordosten von Venezuela, einrichten will. Sein Ziel ist die Gründung hispano-indianischer Gemeinschaften unter der Leitung von Ordensleuten. Bauern aus Kastilien und anderen Provinzen sollen den Indianern landwirtschaftliche Techniken beibringen und mit ihnen in Frieden zusammenleben. Das Projekt erleidet Schiffbruch, ein Vertrag, erdacht, um das Gewinnsucht der neuen Einwanderer zu stillen, eine Revolte von Betrunkenen: der Idealist Las Casas zerschellt an der Realität von Geldgier und Egoismus. »Gott hat mich heimgesucht«, schreibt er, »weil ich mich mit Leuten zusammentat, die keineswegs beehrten, Seelen zu gewinnen, und die lediglich besessen waren von dem Wunsch, sich zu bereichern.«

Der zweite Fehler, den die Geschichte sich hütet zu vergessen, widerfährt ihm 1516. Im Rahmen von Reformplänen schlägt Las Casas vor, schwarze Sklaven aus Afrika einzuführen, die als Arbeitskräfte dienen sollen. Von hier aus

ist es nur ein Schritt – und dieser wird bald von einigen seiner Biographen getan –, Las Casas zum Wegbereiter des afrikanischen Sklavenhandels abzustempeln. Vielleicht hatte er sich verleiten lassen von spanischen Vorurteilen gegenüber dem Islam; er bedauerte seine unglückliche Idee und schrieb in seiner *Geschichte Indiens*: »Ich war niemals sicher, ob die Unwissenheit, in der ich mich befand in bezug auf die Art und Weise, in der die Schwarzen geknechtet wurden, mir vor dem Gericht Gottes als ausreichende Entschuldigung dienen würde.« Diese Unwissenheit und die damit verbundene Fehlhandlung haben jedenfalls ausgereicht, um ihn bis heute vom kirchlichen Verfahren der Heiligsprechung auszuschließen.

Mit diesem Scheitern, das sich durch den Irrtum des moralischen Urteils potenziert, wird es für etwa zehn Jahre ruhig um Las Casas. 1522 tritt er den Dominikanern bei und bereitet sich durch Studium und Gebet auf einen neuen Kampf vor: dies ist seine »zweite« Bekehrung. Erst nach 1530 nutzt er, mit mehr Klugheit, aber auch mit erstarktem Kampfgeist, wieder jede Gelegenheit, der Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen. Von nun an nimmt er diese Aufgabe in jedem Augenblick wahr, mit einer Hartnäckigkeit, die sich vor allem gegen Ende seines Lebens in einen derartigen Radikalismus wandelt, daß der Historiker Menendez Pidal, der wenig Sympathie für die Titelgestalt seines Buches empfindet, ihn einer »pathologischen Leidenschaft zur Anklage« bezichtigen konnte. Zugegeben: Las Casas mag oft zu übertriebenen Vorwürfen geneigt haben; letztlich aber setzte er seine ganze Energie einzig daran, seine Gegner von einer wirkungsvollen Unterstützung jener zu überzeugen, für die er bis zuletzt Sorge trug, um für sie ein dauerhaftes Werk zu schaffen.

### *Das Werk der Barmherzigkeit*

Zunächst hieß die Aufgabe, seine Gegner zu überzeugen. Die einfache, aber fundamentale Frage war: Sind Indianer freie Wesen? Las Casas mußte gegen die Interpretation einer obskuren Textstelle aus der *Politik* des Aristoteles antreten, die von »Sklaven von Natur aus« spricht. Kommentatoren, die durchdrungen waren von einer Renaissance des tendenziös Heidnischen, glaubten, diesen Passus auf die Indianer der Neuen Welt anwenden zu können. Ein erstes Mal hatte Las Casas vor Karl V. einen Bischof aus einer der neuen Diözesen Mittelamerikas überzeugen können. Im Jahre 1550 jedoch galt es, in öffentlichem Streitgespräch einem gefürchteten Polemiker, Juan Ginés de Sepúlveda, Domherr aus Cordoba und selbst Übersetzer des Aristoteles, entgegenzutreten. Las Casas widerlegt in einer erst vor wenigen Jahren veröffentlichten gewaltigen *Apologia* Punkt für Punkt die Argumentation seines Gegners und weist nach, daß die Indianer nicht in der von Aristoteles vorgesehenen Kategorie einzuordnen seien ...

Auf diese Weise in die Gemeinschaft menschlicher Wesen aufgenommen, mußten die Indianer geschützt werden. Mit Abhandlungen, Berichten für staatliche Institutionen, inständigem Bitten vor dem Indienrat wird Las Casas nicht müde, darauf hinzuweisen, daß die Indianer einer doppelten Gewalt ausgesetzt wurden und blieben: jener, die sie ungerechterweise bei der Eroberung unterworfen hat, aber auch der sozialen Beherrschung, die anschließend ihr Leben bestimmte. Als auf Geheiß der Dominikaner Papst Paul III. 1537 seine Bulle *Sublimis Deus* veröffentlicht, schreibt Las Casas hierzu mit seiner Schrift *De unico vocationis modo* einen umfangreichen Kommentar: *Über das einzige Mittel, das ganze Menschengeschlecht zum Glauben zu führen*. Einziges Mittel ist die Barmherzigkeit. Erinnern wir uns, daß dieser Text aus jenen Jahren stammt, in die auch die Feldzüge eines Pizarro mit seiner brutalen Eroberung des Inkareiches fallen.

1542 erhält Las Casas vom Kaiser die *Neuen Gesetze*: neue Versklavung von Indianern wird nicht mehr möglich sein, die noch gültigen Gesetze werden nach und nach außer Kraft gesetzt. Wieder einmal ist die Sklaverei abgeschafft. Obwohl Karl V. ihre Härte zu dämpfen versucht, werden die *Neuen Gesetze* von den Siedlern empört abgelehnt; der durch Staatsgewalt geschützte Las Casas zieht zunehmend ihren Haß auf sich.

Im Folgejahr wird Las Casas zum Bischof von Chiapas ernannt, einer riesigen, heute auf Mexiko und Guatemala aufgeteilten Diözese, die sich vom Atlantik bis zum Pazifik erstreckt. Dort wird Las Casas versuchen, für »seine« Indianer eine dauerhafte Lösung zu finden. Nach dem Fehlschlag von Cumana agiert Las Casas nun mit größter Umsicht. Auch wenn die Legende Ausschmückungen aufweist, die durch die jüngste Geschichtsforschung zerschlagen wurden, so bleibt Las Casas doch der Begründer einer friedlichen Evangelisation. In einigen Jahren konnte eine unruhige Gegend, das »Land des Krieges«, in ein »Land des wahren Friedens« (*Vera Paz*) verwandelt werden. Eine langsame Durchdringung ohne »Unterstützung« spanischer Einwanderer, sondern nur durch die Vermittlung bereits bekehrter Indianer, sowie ein Katechismus, der in seinem Rhythmus Eigenart und Sprache volkstümlich indianischer Klagegesänge aufgreift, führt 1545 zum Erfolg. Las Casas selbst spielte dabei im wesentlichen eine politische Rolle, während seine Mitstreiter vor Ort tätig waren. Die Arbeit von *Vera Paz* konnte ohne Waffengewalt bis in die sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts ohne größere Rückschläge weitergeführt werden.

Seine letzten Lebensjahre – Las Casas glaubte sich nützlicher in Valladolid oder im Indienrat in Madrid, in den er 1543 berufen wurde – konzentrieren sich auf das schriftstellerische Werk. 1547 verläßt er endgültig die Neue Welt und verfaßt eine große *Geschichte Indiens*, sein Lebenswerk, das erst posthum veröffentlicht wird. Nun befallen ihn letzte »Zweifel«. Selbstverständlich muß man die Sklaven befreien, sie beschützen, sie in friedlichen Gebieten aufnehmen, aber muß man nach dem blutigen Krieg von Peru nicht weitergehen? Der

Christ hat die Pflicht, den Indianern zu erstatten, was er ihnen mit Gewalt genommen hat. Eine dringende Gesetzesempfehlung Las Casas' sieht vor, der *Encomendero* solle zum Zeitpunkt seines Todes eine Rückerstattung all dessen leisten, was er ungerechterweise empfangen hat. Und so schreibt der Greis, ohne sich um einen Kompromiß, wohl auch, so muß man zugeben, um einen gewissen Realismus zu bemühen: »Der katholische König von Kastilien, unser Herrscher, ist verpflichtet bei der Strafe der Verbannung, die Reiche von Peru dem Inka, Enkel des Huaina Cápac, zurückzuerstatten. Der berühmte Schatz der Inkas soll ihnen ebenfalls zurückgegeben werden.«

In ergreifender Weise liest sich die letzte uns erhaltene Schrift von Las Casas, ein Brief von 1566, adressiert an Papst Pius V. Dieses Schreiben fleht ein weiteres Mal, »daß in den neuen christlichen Gebieten die Geistlichen alles Gold, Silber und alle Edelsteine zurückerstatten, die in ihren Besitz gekommen sind, denn die nahmen sie Menschen, die unter extremer Bedürftigkeit leiden und immer noch in Not leben«. Dieser Brief blieb unvollendet. Las Casas ist in diesem letzten und vergeblichen Kampf gestorben.

### *Die Aktualität des Las Casas*

Wie ist es möglich, daß uns die Figur Bartholomé de Las Casas', dieses Mannes des 16. Jahrhunderts, so aktuell erscheint? Wie kann möglich sein, daß er, mit einigen Ausnahmen vielleicht, von den unterschiedlichsten Stimmen im Chor der Weltanschauungen besungen wird? Warum wurde er in Lateinamerika durch so große Autoren wie Gabriela Mistral, Miguel Angel Asturias, Pablo Neruda gefeiert?

Offenbar ist ein Grund, daß Las Casas, leidenschaftlicher, auch weniger unerbittlich als etwa sein Mitbruder Vitoria, die einzige Missionstheologie entworfen hat, die nie veralten kann, die einzige auch, die in ihrer Grundlage, Vorbedingung und Durchführung für alle unwiderlegbar und akzeptabel ist.

Die Grundlage für die Evangelisation ist in einer genuin theologischen Konzeption von Freiheit zu finden. Wenn Las Casas an einer Stelle bekräftigte, er dächte sowohl an das positive Recht als auch an konkrete Situationen: »Wenn Zweifel über die Freiheit einer Person besteht, so ist zugunsten der Freiheit zu entscheiden, denn sie ist nach dem Leben für den Menschen das höchste Gut«, so handelt es sich für ihn letztlich um die Freiheit des Menschen, der von Gott nach seinem Bilde erschaffen und durch ihn erlöst wurde.

Die Bedingung, die Las Casas einführen will, ist für uns noch nachvollziehbarer: ohne zuvor Gerechtigkeit walten zu lassen, so versichert er, gibt es keine mögliche Verkündigung des Glaubens. In unmißverständlicher Formulierung betont Las Casas: »Die Indianer beginnen *den wahren Gott selbst zu verabscheuen*, denn es geschieht auf Grund oder unter dem Vorwand des Glau-

bens, daß sie von soviel Unheil zu Boden gedrückt werden, während sich die für ihre Leiden Verantwortlichen rühmen, fromme Anhänger dieses Gottes zu sein. Ein einziger Weg bleibt also der der Sanftmut und Überzeugung, der sich mit Leichtigkeit aus dem Leben Christi ablesen läßt.«

Ein weiterer Zug schließlich steht unserem heutigen Empfinden besonders nahe: Wille und Notwendigkeit des persönlichen Engagements. Sie sind der Schlüssel zum Leben Bartholomé de Las Casas, jedoch auch das letzte Zeugnis, das der Prediger ablegen oder abzulegen bereit sein muß, wenn jede Diskussion, jede Begegnung sich als unmöglich bewahrheitet. Es ist eine kühne Sprache, mit der er sich an seine Mitbrüder im Episkopat wendet. »Die Bischöfe Indiens sind durch göttliches Gebot dazu verpflichtet, vor dem Kaiser nötigenfalls mit beharrlichem Nachdruck dafür zu plädieren, die Indianer von der Unterdrückung zu befreien und in den Stand ihrer vorherigen Freiheit zurückzusetzen – dies im Notfalle unter Einsatz ihres eigenen Lebens.«

Über diese Botschaft des Las Casas bleibt weiterhin in ihrer universalen Dimension nachzudenken. Anstatt sie sich jedoch im Rahmen neuer Ideologien aneignen zu wollen, die sich letztlich jener Gewalt bedienen, die er selbst so verachtete, muß man ihr all ihre Tiefe geben, die in der theologischen Zusammenschau der Heilsgeschichte zu finden ist. Denn Las Casas lehrt auch, daß diese Theologie weder abstrakt noch theoretisch ist, sondern versteht, die menschlichen Dramen aller Zeit widerhallen zu lassen. Schrieb er nicht 1545 dem zukünftigen König Philipp II.: »Ich glaube, daß Gott von mir erwartet, daß ich Himmel und Erde von neuem erfülle mit Geschrei, Tränen und Seufzern.«